

Isolde Kurz und Schwaben

Zu ihrem hundertsten Geburtstag am 21. Dezember 1953

Von Karla Johns

Die Persönlichkeit der Isolde Kurz ist zu weiträumig und gemessen an der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu unbürgerlich, als daß man schon beim Nennen ihres Namens daran dächte, ihren Ort nach Herkunft und Stammeszugehörigkeit zu bestimmen. Als erstes steigt in der Vorstellung ihre Heroinnen-Erscheinung auf, die blonde große Gestalt, die instande war, auf hohem Festwagen als Muse vier Pferde durch die steilen Gassen Tübingens zu lenken, die ungeachtet des Spottes der Philister ihre klassischen Studien und reiterlichen Übungen betrieb, die Dichterin, die sich in der südlichen Helle Italiens ihrer Kraft bewußt wird und ganz gegen alle Modeströmungen ihren langen Weg bis zum Ende geht. Wendet man sich aber ihren Werken zu, so gerät man doch recht bald auf die Spuren ihrer schwäbischen Stammeszugehörigkeit und Herkunft, deren sie sich mit zunehmendem Alter immer stärker und mit wachsendem Stolz wieder erinnert.

Isolde Kurz ist schon blutsmäßig auf das innigste mit dem Schwabenland verwachsen. Ihr Vater, der Dichter Hermann Kurz, stammte väterlicherseits aus einer Reutlinger Senatorenfamilie, und seine Mutter war die dritte Tochter des Buchdruckerherren Schramm aus Tübingen, die durch ihre Mutter mit alteingesessenen Bürger- und Professorengeschlechtern versippt war. Der Großvater mütterlicherseits brachte zwar als kurländischer Freiherr von Brunnow fremdes Blut in den Stamm, aber seine Frau gehörte als geborene von Oetinger der schwäbischen Aristokratie an.

Isolde Kurz ist ein Stuttgarter Kind und ihre frühesten Erinnerungen reichen in diese Stadt zurück. Ja, sie sind sogar auf eine kummervolle Weise, wie sie sehr anmutig in ihrem „Jugendland“ schildert, mit ihrem Zentrum, der Ehrensäule auf dem Schloßplatz verknüpft. Die Familie wohnte nacheinander in der Paulinen-, dann Militärstraße, wurde aber jeweils durch Lärm, der den empfindlichen Dichter bei der Arbeit störte, daraus vertrieben. Erst in einem geräumigen, von Gärten umgebenen Haus aus ehemaligem königlichen Besitz, das „Königsbad“ geheißenen und zwischen Stuttgart und Berg gelegen, fand man Ruhe. Die Zeiten waren um die Jahrhundertwende noch so idyllisch, daß niemand etwas dabei fand, daß beim Nahen des Steuereintreibers die Hausfrau sich

hinter den Bäumen des Gartens versteckte, bis der Unglückliche mit dem Bescheid des Dienstmädchens, die Frau sei ausgegangen, wieder abzog. Die eigentlich bewußte Kindheit aber verlebte Isolde mit ihren drei wilden Brüdern, zu denen sich 1860 noch der kleine Balde (nach Garibaldi genannt) gesellte, in der ländlichen Abgeschiedenheit Obereßlingens, der einstigen Heimat ihrer Mutter. Hier kam sie in engere Berührung mit schwäbischem Land und schwäbischen Leuten. Denn es gab dort eine Fülle von Originalen in Gestalt von gütigen Tanten, Krämers- und Waschfrauen, die dem Kind heimische Sagen, ortsgebundene Schnurren und soviel Anekdoten zutrug, daß sie sie noch nach vielen Jahren zu dichterischen Gebilden umwandeln, oder als Erinnerungen überliefern konnte. Im nächsten Wohnort, Kirchheim unter Teck, lernte das Kind die Albberge durch ausgedehnte Wanderungen kennen, die durch die Albsagen, die der Vater erzählte, belebt wurden.

Die Übersiedelung nach Tübingen 1863 wurde schicksalhaft für Charakter und Lebensablauf des heranwachsenden Mädchens und sollte in die Beziehungen Isoldes zu Schwaben einen schweren Bruch hineintragen. Es erscheint daher wie ein Wunder, daß die Dichterin später wieder einen so unbefangenen Zugang zu Land und Leuten ihrer Heimat gefunden hat. Das Befremden und die Mißbilligung, die die freiheitlich und fortschrittlich gesinnte Familie Kurz, deren Lebensstil und Erziehungsgrundsätze ihrer Umwelt um Generationen vorausgeeilt waren, bei der unfreien, engstirnigen Bevölkerung der Universitätsstadt hervorrief, entlud sich allein auf die Tochter. Die Brüder, die auf dem Gymnasium bald zu Auszeichnungen und Ehren kamen, wehrten sich mit den Fäusten. Das Mädchen, das nirgends Anschluß fand, weil es auch keine Schule besuchte, hatte keine Waffen gegen die Anfeindungen, denen es heimlich und öffentlich überall ausgesetzt war, wo es auftrat. Wenn die Dichterin später auf dieses Kapitel ihrer Jugendgeschichte zurückkommt, hat sie merklich Mühe, die Bitterkeit niederzukämpfen, denn diese Zeit hat ihr Wunden geschlagen, die nicht spurlos vernarben konnten. Die allgemeine Verfemung, der sie zum Opfer fiel und an der auch Universitätskreise beteiligt waren, wurde der Anlaß, der sie aus der Stadt

vertrieb. Als die Familie insgesamt ein Jahr später endgültig die Heimat verließ, um die muffige Enge, über die auch andere erlauchte Geister klagten, mit der freieren Luft Italiens zu vertauschen, ließ sie nichts zurück als die Grabstätte des von Isolde so heißgeliebten und bewunderten Vaters auf dem Tübinger Friedhof. Es entsprach ganz ihrer noblen Art, daß sie ihr erstes Honorar darauf verwandte, dem verkannten Dichter, für dessen Nachruhm sie ihr Leben lang streiten sollte, einen würdigen Gedenkstein zu errichten.

Doch haben die Menschen, mit denen sie im Lauf ihrer Tübinger Jahre bekannt wurde, dafür gesorgt, daß sie ihrer Heimat nicht gar zu gram wurde. Unter den vielen ausgezeichneten Schwabensöhnen, die ihren Weg damals kreuzten, ragen besonders zwei Gestalten hervor, deren Wesen bei aller Gegensätzlichkeit wohl imstande war, sie mit dem Schwabentum wieder auszusöhnen: der um viele Jahre ältere Friedrich Theodor Vischer und der Jugendgefährte Ernst Mohl, der ihr durch eine seltene Freundschaft bis an sein Lebensende verbunden blieb. Der bedeutende Gelehrte, den die Kleinstädterei des damaligen Tübingen veranlaßte, einen Lehrstuhl an der Technischen Hochschule in Stuttgart anzunehmen, wandte schon der Zwölfjährigen sein Wohlwollen zu. Er lud sie mit der Mutter zusammen ein und erzählte ihr Geschichten, unter andern das ganze Märchen von den Pfahlbauern, das er später seinem Buch „Auch Einer“ einverleibt hat. Hätte sie ihn im Kampf mit „Philistää“ an der Seite gehabt, wäre ihr das Leben dort leichter geworden. Später bezeugte er besondere Freude an ihrem vielfach mißverstandenen Gedicht „Das Weltgericht“, das er in seinen Briefen an die Dichterin parodistisch abwandelte und angeblich immer bei sich trug.

Wer aber ihr schwäbisches Heimatgefühl immer wachgehalten hat und sie die tiefsten Einblicke in die sprachlichen Besonderheiten und uralten Sitten und Gebräuche des Landes tun ließ, war nicht der Vater, den in den letzten Jahren eine Zone des Schweigens umgab, die auch die von ihm vorgezogene Tochter nicht durchbrechen konnte, sondern der Pfarrerssohn aus Hildrizhausen, Ernst Mohl. Die innere Verwandtschaft zum Griechentum, die jedem echten Schwaben im Blute liegt, verband beide am tiefsten. Als die durch ihren langen Italienaufenthalt der Heimat entfremdete und durch den Tod der einzigartigen Mutter (1911) Vereinsamte wieder in Deutschland heimisch werden wollte, verließ der alternde Mann frühzeitig den russischen Staatsdienst, um der verehrten Freundin das Einleben zu erleichtern. Unter seinen „friede-

seligen“ Augen schrieb sie den Erinnerungsband „Aus meinem Jugendland“, der die Landschaft ihrer Kindheit in hellem Sonnenglanz zeigt. Gewiß hat er ihre schwäbischen Zitate zurechtgestutzt (sie sprach in ihren späteren Jahren ein völlig dialektfreies Deutsch), ihre Augen auf verborgene Schönheiten gelenkt, manchen versunkenen Schatz gemeinsam mit ihr aus der Erinnerung gehoben.

Auch als die Dichterin Aufenthalt in Florenz genommen hatte und ihre Begabung zum Durchbruch gekommen war, blieb sie noch mit dem Schwabenland verbunden. Eine Erzählung aus den „Florentiner Novellen“, die ihren Ruhm begründet haben, ist in Stuttgart geschrieben worden. Auch lautete der ursprüngliche Titel der Erzählung „Die Humanisten“ „Die Schwaben in Florenz“, da die darin geschilderten Ereignisse an einen 1482 stattgehabten Besuch des Grafen Eberhard mit seinem Gefolge am Hofe des Lorenzo Magnifico anknüpfen. Isolde schrieb darüber in ihren Erinnerungen: „Es waren köstliche Frühlingstage; der lange nicht gesehene deutsche Lenz mit dem kindlich zarten Grün der Laubbäume und der jungen Fransen der Nadelhölzer setzte mich in einen Rausch der Heimatliebe, und diese Heimat im Geist mit meiner zweiten, der toskanischen, zu verbinden, war mir eine tiefe innere Befriedigung.“ Als sie die Erzählung, die ihr anlässlich eines dynastischen Festes, das man damals feiern wollte, als recht geeignet dafür erschien, einer Stuttgarter illustrierten Zeitschrift anbot, wurde ihr jedoch der Bescheid: „Der Gegenstand liege zu weit ab, um Interesse zu erwecken.“ Mehr Erfolg hatte sie später mit ihren Gedichten in ihrem Heimatland. Sie waren zunächst in Frauenfeld in der Schweiz herausgekommen. „Daraufhin stellte der ‚Staatsanzeiger für Württemberg‘ die Frage, wie es komme, daß ein Buch, das der Heimat zur Ehre hätte reichen können, in einem ausländischen Verlag habe erscheinen müssen.“ Das hatte zur Folge, daß es 1888 bei Cotta herauskommen konnte, welcher Verlag auch die meisten Werke der Isolde Kurz druckte, bis der Rainer Wunderlich Verlag sie übernahm, der auch jetzt noch schöne Neudrucke herausbringt.

Eine Aufgabe war es jedoch vor allem, die ihr ganzes Interesse wieder auf das Schwäbische hinlenkte, auch als sie noch in Florenz lebte: die Biographie ihres Vaters (1. Auflage 1905). Es ist bewundernswert, wie sie sie, die doch so früh den Kontakt mit dem Mutterboden und der Muttersprache verloren hatte, nach dreißig Jahren gelöst hat. Ein Beweis auch dafür, wie tief schwäbische Art und schwäbisches Wesen in sie eingegangen waren, die ja besonders viel vom Vater geerbt hat. Es ist sehr reizvoll, nachzuspüren, welche

schwäbischen Züge die Dichterin im Gedächtnis bewahrt und für überlieferenswert gehalten hat. Die zwischen Distanzierung und Zuneigung schwankende Haltung der späteren biographischen Werke ist auch hier schon anzutreffen. Sie führt dazu, daß manche Wesenszüge des Schwaben schärfer und oft auch unbarmherziger erfaßt sind; das Ressentiment über die Verkennung des Dichters durch seine eigenen Landsleute mag dabei auch mitgespielt haben. Als geradezu symbolisch erschien ihr in diesem Zusammenhang die Antwort eines Dienstmädchens, als es darauf hingewiesen wurde, daß der sich gerade verabschiedende Besucher der Verfasser des „Weihnachtsfundes“ sei: „Ja, lebe“ denn die?“ „Es läßt sich nicht ausdrücken, was diese Frage alles enthält. Neben einem Anklang an die Ehrfurcht vor dem allen Bauern geläufigen Buch der Bücher, das ja auch nicht von Menschen verfaßt ist, liegt noch etwas ganz Besonderes, echt schwäbisch Irrationales darin, das die Worte so ergreifend macht. Es hilft aber auch erklären, warum die Schwaben sich so wenig um ihre Dichterpersönlichkeiten bekümmerten: Ja, leben denn die?“ Ständig wiederkehrende Vorwürfe, die sie dem Schwaben macht, betreffen seine allzu konservative Haltung, seine Verachtung der Form, die „nicht selten bis zur bewußten Verachtung des Schönen“ geht (für Isolde Kurz eines der schlimmsten Verbrechen), was sie vor allem auch den schwäbischen Frauen nachsagt. Deren rückständige, allein den häuslichen Geschäften zugewandte Art, verbunden mit allzu großer anerkennender Bescheidenheit, sei auch der Grund gewesen, warum sich in Schwaben kein literarisches Leben habe entwickeln können. Tadelswert findet sie ferner die „fanatische Prosa“ des Schwaben, die schon ihren Vater zur Verzweiflung bringen konnte, diesen allzu sehr aufs Nützliche gerichteten Sinn, der sich sogar schon in der Landschaft ausprägte: „Da war ferner ein Geist bürgerlicher Nutzbarkeit über die ganze Natur verbreitet . . . Diese reichen, aber in winzige Gütchen verteilten Kornfelder, diese endlosen Fruchtbaumreihen . . .“ In das andere Extrem ver falle aber die andere Sorte von Schwaben, namentlich solcher, die durch die Klöster- und Stiftererziehung hindurchgegangen seien und die eine Weltfremdheit und Un- erfahrenheit in Geschäftsdingen geradezu als eine besondere „provinzielle Form des Idealismus“ be- wußt zu pflegen schienen. Am meisten fällt ihr die Sucht der Schwaben auf, sich ständig gegenseitig etwas am Zeuge flicken zu müssen, ihre Unfähigkeit, heimische Leistungen anzuerkennen. „Aller Ruhm Alt-Württembergs geht von seinen Dissidenten aus. Diese sind sämtlich Geschwister von Schiller ab . . .

Ein Familienzug, der sie von weitem kenntlich macht, ist ihre trotzige Gebärde . . . Sie sind eben keine Olympier, sie sind Titanenkinder.“ Solche kritische Äußerungen werden aber durch ebenso häufige positive Bemerkungen wieder wettgemacht, die besonders in dem anderen sich ganz dem Schwabenlande zuwendenden autobiographischen Werk, dem „Jugendland“ zu finden sind. Da heißt es etwa in einer Bemerkung über das Verhältnis des Schwaben zur Dichtung: „Die Poesie ist für sie ein inneres Blühen des Menschen, fast mehr ein Zustand, als eine Tätigkeit.“ Auch für das den Schwaben besonders auszeichnende Schweifen in die Ferne findet sie eine überzeugende Erklärung: „Mein liebes Schwabenland ist ein Gebilde eigener Art, gleichsam eine Musterkarte aller Länder. Es sieht aus, als hätte der Schöpfer, bevor er die Erde entwarf, ein Modell im kleinen hergestellt, worauf er jede Form andeutete, die er hernach im großen ausführen wollte: Berge, Flußläufe, Ebenen, Wasserflächen, alles ist vorhanden, aber in kleinerem Maßstab und in stetem Wechsel. Immer steht man wieder vor einem anderen Bild. Diese Vielartigkeit hat nichts Zwingendes, Stilgebendes wie einfache Größe von ausgesprochener Art, die allein da ist und alles andere ausschließt. Vorstellungen werden angeregt, aber nicht erfüllt. Daher lag und liegt vielen Schwaben die Unruhe von Hause aus im Blut.“

Was an der Persönlichkeit der Isolde Kurz selbst schwäbisch sei, an diese Frage wagt man sich nur mit größter Vorsicht. Nur leicht skizzieren möchte man solche Züge, auch auf die Gefahr hin, daß sie unscharf bleiben. Das Streben, zu eigenem Besitz, zu Grund und Boden mit dem Haus darauf zu kommen, ist allen Schwaben gemeinsam. Auch Isolde Kurz hat diese Freude, wenn auch auf fremder Erde, erlebt und mitgeteilt: „Es ist kaum zu glauben, wie sehr das Bauen auf eigener Scholle, gleichviel ob groß oder klein, das Selbstgefühl hebt und dem Leben gegenüber eine ganz andere Sicherheit gibt. Die „unsicheren Sohlen“ haben mit eins, wo sie haften, das vorher schattenhafte Dasein erkennt sich selbst als Wirklichkeit, wenn es sieht, wie fremde Hände sich in seinem Dienste regen.“ Schwäbisch ist auch das Verbundensein mit der Scholle, die Lust an den ertümlichen Arbeiten des Säens und Pflanzens, die auch die Dichterin erfuhr und auf einigen ihrer liebenswertesten Seiten der „Pilgerfahrt“ geschildert hat: „Das Anlegen des Gartens verband die versprengte Seele erst ganz mit den Heilkräften der Erde . . . Für mich war der Garten mehr, er war mir die erfüllte Sehnsucht eines von vornherein ins Geistige gepflanzten Daseins nach seinem anderen Pol, dem Stofflichen. Wenn

meine Hände im Erdboden pflanzten und schafften, so war mir, als würde ich durch dieses Tun im greifbar Wirklichen erst ein ganzer Mensch.“ Ganz und gar schwäbisch ist auch ihr starker Familiensinn – in ähnlicher Ausprägung findet er sich nur noch bei einem der Größten unter den Dichtern Schwabens, bei Hölderlin –. Kein Kapitel ihres Lebens könne man aufrollen, ohne daß das Sternbild der Familie sich mitbewege, schreibt sie einmal. Und ihr Bild würde verzeichnet, wollte man sie aus diesem liebevollen Zusammenhang, dem sie mit aller Wärme ihres unerschöpflichen Herzens gedient hat, herauslösen. Die

Schriften, die aus dieser Quelle gespeist wurden, sind unverwundlich, denn hier hat die nachschaffende Liebe die Feder geführt, die bei ihr stärker ist als die Kunst der Erfindung oder die Kraft der Verwandlung; daher lebt auch ihr Schwabenland in den Erinnerungsbüchern fort und nicht in den Novellen, die Württemberg zum Schauplatz haben.

Im heimatlichen Tübingen wollte Isolde Kurz sterben und begraben werden. Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt. Sie starb 1944 im Alter von 91 Jahren und ruht nun nahe dem Vater auf dem Tübinger Friedhof in einem Ehrengrab der Stadt.

Ludwig Amandus Bauer

Von Marianne Schumm

Im 5. Band der „Schwäbischen Lebensbilder“ schreibt Herbert Meyer in seiner schönen Würdigung Ludwig Amandus Bauers, des Jugendfreundes von Mörike, daß jener „zu der nicht geringen Zahl bedeutender Deutscher gehöre, die weniger durch ihr Werk, als durch ihre Persönlichkeit wirken, die ihrer Mitwelt mehr als der Nachwelt zu geben vermögen“. Es ist die Verbindung mit dem Namen des großen Freundes, die auch den seinigen unsterblich macht. Seinen 150. Geburtstag (geboren 15. Oktober 1803) hat man am 18. Oktober 1953 in dem Dorf Ernsbach am Kocher, das von 1826 bis 1831 Bauers Pfarrgemeinde war, in eindrucksvoller Weise gefeiert. Dr. Schahl, Stuttgart, ließ in einem Vortrag Bauers lebenswerte Persönlichkeit erstehen, die durch ihren Zauber jeden, der mit ihr in Berührung kam, in den Bann zog. Amandus, „der zu Liebende“, wie ihn der Vater, der gleichfalls Pfarrer im Hohenloheschen gewesen war, vorahnend genannt hatte, war er im wahrsten Sinne des Wortes. Hochbegabt, für Geschichte und Philosophie, für Musik und Dichtung gleicherweise begeistert, mußte er, als er nach den Blaubeurer Seminarjahren in Tübingen ins Stift eintrat, zu Mörike finden, mit dem ihn bald schwärmerische Liebe verband und die eigene dichterische Begabung, mit der er jenem in alle Reiche der Fantasie zu folgen vermochte. Ohne Bauer wäre Mörikes Dichtung von dem Märchenland „Orplid“ jener fernen nie erreichbaren Insel im Stillen Ozean nicht denkbar, und Mörike erzählt im „Maler Nolten“ von der Zeit, da er auf der Schule studierte und einen Freund hatte, dessen Denkart und ästhetisches Streben mit dem seinigen Hand in Hand ging; „wir trieben in den Freistunden unser Wesen miteinander, wir bildeten uns bald eine eigene Sphäre von Poesie, und noch jetzt kann ich nur mit Rührung daran zurückdenken... ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines Lebens genossen zu haben. Lebendig, ernst und wahrhaft stehen sie noch alle vor meinem Geiste, die Gestalten unserer Einbil-

dung.“ Und wie Mörike dieselben im „Letzten König von Orplid“, jenem Märchenspiel aus dem „Maler Nolten“ gestaltet hat, so tat es Bauer in seinem „Heimlichen Maluff“, das er als Drama bezeichnet. Wenn sich die Wege der Freunde später auch trennten, so blieben sie sich im Geiste doch immer verbunden und die Nachricht von dem frühen Tod Bauers ist Mörike, wie er an Schwab schreibt, „eine über allen Ausdruck schreckliche Botschaft“, und so fühlt er sich auch außerstande einer „Auswahl der wichtigsten Schriften“ des Verewigten, eine Charakteristik desselben beizugeben, um die ihn die Herausgeber baten. Der Band, der 1847, zwei Jahre nach Bauers Tod erschien, spricht in einem Abriß seines Lebens „von der lebenswürdigen Anspruchslosigkeit, mit der er jedem im Leben entgegenkam, von seinen reichen mit feinem Geschmack verbundenen Kenntnissen, seinem trefflichen Urteil über Menschen und Dinge, ... wer hätte sich von einem so herrlichen Menschen auch nur bei flüchtiger Berührung nicht angezogen gefühlt?“ Und ähnlich schildert ihn auch David Friedrich Strauss, der den um fünf Jahre Älteren im Stift noch erlebte und wie jeder andere den Zauber seiner Persönlichkeit empfand: „als lebenswürdiger Mensch erschien er dem ersten Blick – keiner ist je mit mehr Recht Amandus getauft worden –; als reich und vielfach Begabter dem zweiten. Man konnte selbst zweifelhaft werden, welche von diesen mancherlei Gaben man als die herrschende anzusehen habe. Musiker und Dichter, für Sprachen und Geschichte gleichviel Neigung und Talent“. Also auch bei Strauss, dem Kritiker und Ästhetiker dasselbe Urteil über Bauers Wesen und reiche Persönlichkeit.

Wenn man aber den Band von 480 Seiten durchliest, eben jene Auswahl von seinen Schriften, die seine Freunde bald nach seinem Tode herausgaben, so strahlt dieses Wesen nicht nur aus den Briefen, die in ihrer Wärme und spontanen Natürlichkeit, in der Schönheit und Greifbarkeit ihrer Bilder und Schilderungen und in dem liebe-